Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Frau Matthey
Autor: Faber du Faur, Irmgard von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574461

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frau Matthey.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Trauerspiel in einem Akt von Irmgard v. Faber du Faur, Küsnacht (Zürich).

Personen:

Frau Matthey.
Matthey.
Schura: 14 Jahre, ihr Sohn.
Hedi: 16 Jahre, bei der Familie, um Französisch zu lernen, wofür sie die Arbeit tut.
Frl. Karoline, Matthey's Schwester, wahnsinnig.
Der Doktor.

Im Wohnzimmer. Von den zwei Fenstern Blick in den Garten. Ein Tisch, ein Kamin, ein Sopha. — Schura sitzt an einem Fenster und liest, Hedi strickt am andern.

Hedi: Schura! Ich glaube Sie haben jetzt wirklich für heute genug gelernt.

Schura (die Hände in den Ohren): Lassen Sie mich!

Hedi (geht zu ihm hin und zieht ihm die Hände weg): Nein, Schura. Sie machen sich noch krank. Sie müssen hinaus und sich tummeln. Wir zuhaus, wir waren ja nie hinein zu bringen, ich und die zwei Brüder. Immer trieben wir uns draußen herum im Schnee und im Regen und im Sonnenschein.

Schura: Kommen Sie mit mir wettrennen?

Hedi: Ich habe Frau Matthey versprochen, ihr den Strumpf fertig zu stricken. Wenn ich ihn liegen lasse, bleibt sie wieder bis um ein Uhr auf. Aber Sie sollen jetzt Ihr Buch lassen. Tun Sie's Ihren Eltern zu lieb.

Schura: O ja! Das ist schon die rechte Lockspeise! So dumm sind Sie, Frl. Hedi! So dumm! Aber gerade deshalb hab' ich Sie gern. Sie sind eine Märchenprinzessin, die gerade wie ein Sonnenstrahl durchs dunkle Zimmer flitzt. Was soll die viel groß wissen? — Sie sollten aber nicht mehr von uns fortgehen. Es ist alles anders geworden, seit Sie da sind. Es wird niemehr so schlimm wie vorher immer. Wissen Sie, Vater und Mutter wissen nichts davon — und fühlens doch — und handeln danach, als ob sie's wüßten. Und Sie bezähmen auch den bösen Geist von Tante Karoline. Wie die Heiligen, denen sich die wilden Tiere fromm zu Füßen schmiegen. Aber ich habe es mit dem ersten Blick in Ihre Augen erkannt, daß es mich durchschütterte: Prinzessin! Märchenprinzessin! Ihre Augen sind, als sähen Sie immer in den Weihnachtslichterglanz. — Sie sollen nicht mehr von uns fortgehen.

Hedi: Lieber Junge! — — Nein, nicht wieder lesen! Machen Sie Ihr Buch zu — mir zu lieb.

Schura: Das kann ich nicht. Es geht mir, sehen Sie, bis hierher an den Hals. — Ich muß heraus von hier. Dazu muß ich dies alles lernen und noch viel mehr; dann kann ich Lehrer werden und endlich alles abschütteln. — — Was sagten Sie vorhin? Meinen Eltern zu lieb sollte ich etwas tun. Was tun sie denn mir zu lieb? Wissen Sie was meine Mäuse ihren Jungen zu liebe tun? Meine lieben Mäuse, die süßen Tierchen! Ich hatte das Nest voll Junge und eines Morgens waren nur noch die Ohren und die Schwänze übrig. Aufgefressen hatten sie die Jungen, die aus ihrem Leib gekommen waren.

Hedi: Aber Ihre Eltern haben Sie lieb, Schura.

Schura: O ja, der Wolf, wenn er mich abküßt, vom Kopf bis zu den Füßen und schluchzt: mein Abgott, mein einziges, einziges Gut auf der Erde, mein Goldschatz, mein Sohn, mein Erbe, mein Gott im Himmel und auf Erden! Und dann — wenn er den Schürhaken nach mir wirft, wie neulich am Abend dort am Kamin —

Hedi: Es war im Zorn. Und nachher bat er es Ihnen ab.

Schura: O ja, da kniete er vor mir und küßte mir die Knie und die Füße. Dazu kann er sich erniedrigen. Und wenn mein Herz und Leben an einem Wunsche hängt, wenn ich ihn anflehe: Mein Vater, laß mich Maler werden, erlaub es mir, laß mich nicht zu Grund gehen — und es kostet ihn ein Opfer — o so darf ich hungern — verhungern vor seinen Augen, er rührt keinen Finger. — Und mein Weißchen — meine Mutter, wissen Sie — Weißchen möchte mir helfen und kann es nicht. Zu be-

dauern ist sie; man darf nicht daran denken. Sie ist nur eine Marionette, die er am Fädchen zieht. — Sie rackert sich zu Tode; aber es hilft uns nichts. Nichts kann uns helfen. — Haben Sie Tränen in den Augen, Märchenprinzessin! Ach! Hätt' ich nicht gesprochen! Was braucht die Märchenprinzessin von den Menschen zu wissen! Ich sprach aber nur, Sie wissen es, damit Sie mich in Frieden lernen lassen und nicht immer quälen und aufscheuchen. — Sehen Sie, wenn der Wolf mir nicht die Möglichkeit gibt, was Rechtes in der Malerei zu lernen, so will ich möglichst bald von ihm los sein, und dann auch ...

Hedi: Was auch?

Schura: Nein, ich kann es Ihnen nicht sagen. Sie würden es nur erzählen.

Hedi: Ach, sagen Sie mir's doch.

Schura: Versprechen Sie mir zu schweigen, es keinem Menschen zu sagen, aber vor allem, vor allem nicht Weißchen — meiner Mutter nicht.

Hedi: Ich verspreche es Ihnen, Schura.

Schura: Ich will Weißchen zu mir nehmen können; sie soll sich nicht mehr so abrackern müssen.

Hedi: Sie sind ein lieber, lieber Junge. Es wird Ihnen schon gut gehen und alles gelingen.

Schura: Bist Du mir nicht mehr böse, Märchenprinzessin? Weinst Du nicht mehr? — (Hedi streichelt ihm den Kopf). Dann laß mich jetzt. — Sehen Sie, Fräulein Hedi, Sie dürfen mich nicht immer quälen; denn es ist so schon schwer für mich. (Er nimmt sein Buch, sie ihr Strickzeug).

Karoline (kommt herein, ängstlich, läuft zu Hedi): O bist Du da, Hedi; o Hedi! Mir ist so angst. Mein Vater weinte und stöhnte und rief: Karoline! Karoline! Komm zu mir, mich friert, mich friert so sehr im Grab. — Ich deckte den Fußteppich auf sein Bett und konnte doch die Stimme nicht ersticken, die so jämmerlich rief: Karoline! — So muß ich nun auch zu ihm gehen, ins Grab. Wer wird dann in seinem Totenzimmer wachen, Blumenkränze um sein Bild legen! O mein Vater, mein armer Vater! Hören Sie ihn wieder — o hören Sie?

Schura: Laß die Komödie, Tante Karoline. Merkst Du nicht, daß Du Fräulein Hedi zu Tode erschreckst.

Karoline: O Hedi soll nicht sterben, Hedi soll nur kommen und mir den Weg zu meinem Vater zeigen.

Hedi: Ihr Vater ist bei Gott, Fräulein Karoline. Sie müssen warten, ihm nachzukommen, bis Gott auch Sie ruft.

Karoline: Aber er friert so sehr, seine Zähne klappern vor Kälte.

Hedi: Aber nein, Fräulein Karoline. Er friert nicht. Es fehlt ihm nichts. Er ist ja bei Gott.

Karoline: Glauben Sie, Hedi, glauben Sie?

Hedi: Das weiß ich ganz gewiß.

Karoline: So will ich beten, beten, daß er mich auch zu sich nimmt.

Frau Matthey (kommt herein): Hast du den Schrank ausgeräumt, wie ich Dich bat, Karoline?

Karoline: Beten muß ich, beten, für meinen Vater, für unsern armen Vater. Du willst mich meine Pflicht vergessen machen. Meine heilige Kindespflicht. Denn Du hast keine Liebe und kein Gewissen. Heimliche Fallen legst Du mir und versteckte Angeln — aber ich gehe Dir nicht ins Garn. Ich hab' den Toten so lieb, wie ich den Lebenden hatte. Ich will für seine Seele beten. (Sie geht hinaus).

Frau Matthey: Armer, verstörter Geist! Kann ich Dir denn gar nichts helfen? — Schura, Du liest noch? Mein lieber Junge. Du verdirbst Dir ja die Augen, Kind.

Schura: Das ist Dir wohl gleich, Dir und dem Vater, ob ich mir die Augen verderbe. Wozu hab' ich meine Augen noch nötig, wenn ich doch kein Maler sein kann. Dann möchte ich eben so gern blind sein.

Frau Matthey: Lästre nicht so gottvergessen, Schura, das tut mir weh zu hören.

Schura: O ja, und dann die Wahrheit sagen, heißt Du lästern. Das kommt weil Du selber nie der Wahrheit in das Gesicht siehst. Ich möchte lieber tot

sein, als so von der Lüge leben wie Du, Mutter.

Frau Matthey: Was meinst Du damit?

Schura: Du meinst, der Vater hat Dich nötig und kann ohne Dich nicht leben. Du meinst die Tante Karoline hat Dich nötig, und doch machst Du sie nur kränker. — Du meinst — Du meinst. — Was habe ich von Deinem Rat: Schura, mein liebes Kind, Du verdirbst Die die Augen. Wenn ich nichts mehr sehen kann, mach' ich mein Buch wohl selber zu.

Hedi: Aber Schura! Sehen Sie nicht, wie weh Sie Ihrer Mutter tun?

Schura: Bis hierher geht es mir, bis hierher. (An seinen Hals zeigend).

Frau Matthey: Schura, besinne Dich. — Gib mir Deine Hand . . .

Schura: Was willst Du mit meiner Hand? Ich habe keine Zeit. Ich muß nach meinen Mäusen sehen. (Er geht hinaus).

Frau Matthey (Setzt sich auf einen Stuhl. Nach einem Augenblick der Erschöpfung sich aufrichtend): Nun Hedi, wollen Sie mir Ihr Buch bringen? Wir können noch einen Augenblick Französisch treiben, bis mein Mann herunterkommt. Zünden Sie die Lampe an.

Hedi: Frau Matthey, Sie sehen so müde aus. Sie müssen sich ein wenig ausruhen.

Frau Matthey: Es ist wahr, ich bin abgespannt. Seit einigen Tagen fühle ich mich müde und erschöpft. Ich schlief vielleicht zu wenig.

Hedi: Strecken Sie sich doch hier auf dem Sopha aus und schließen Sie die Augen.

Frau Matthey: Nein, nein, nicht liegen. Davor ist mir angst, als sollte ich nicht mehr aufstehen. Ich bin sehr müde. Arme kleine Hedi! Sie sind in ein trauriges Haus gekommen. Es tut mir leid für Sie.

Hedi: Sie sind so gut, so gut, Frau Matthey!

Frau Matthey: Das sollen Sie nicht sagen, Hedi. Ich möchte wohl das Gute; aber meine Kräfte sind schwach. Ich will den Meinen allen so von ganzem Herzen Gutes tun und kann ihnen nicht helfen, wie ich möchte. Selbst meine Schwägerin Karoline, für die ich jeden Tag kämpfe und leide, selbst sie betrachtet mich als ihre Feindin.

Hedi: Fräulein Karoline ist ja wie ein unmündiges Kind. Man kann ihr doch nichts zurechnen und sich durch ihre wahnwitzigen Reden nicht gekränkt fühlen.

Frau Matthey: Schura ist auch ein Kind. — Man kann sich nicht — man soll sich nicht — ach, ich möchte Ihnen etwas zeigen, Hedi, etwas Liebes, Liebes. Geben Sie mir das Kästchen dort vom Kamin — (— Sie nimmt ein Bild heraus und küßt es und betrachtet es lange). Mein kleiner Schura — da war er fünf Jahr alt. (Hedi kniet sich neben sie, das Bild zu sehen). — Und so lieb. Er hing an mir, daß ich es gar nicht beschreiben kann, daß mich die Erinnerung noch als reinstes Glück durchströmt. — Dann wurde er mir fremder und fremder — er entglitt meinen Armen — verschloß sich in sich — und jetzt... jetzt... ich sträube mich im Innersten, seine Kälte, seine Gleichgültigkeit, seine Abwehr — nicht Feindschaft nennen zu müssen. Seine Mäuse sind ihm mehr ans Herz gewachsen.

Hedi: O Frau Matthey, liebe Frau Matthey! Der Junge hat Sie ja so lieb, so lieb. Er schämt sich nur es Ihnen zu zeigen. Sein Weißchen nennt er Sie. Da klingt schon so lieb, so zärtlich. Für Ihre weißen Haare hat er den Namen erfunden. Und ich bin gewiß, wenn er sein weißes Mäuschen kost und es „mein Weißchen" in so vielen zärtlichen Tönen ruft, so denkt er gewiß ebensoviel an sein gutes Mütterlein, vor der ihn die Scham zurückhält und vielleicht ein Schuldgefühl, nicht immer gut genug zu ihr zu sein.

Frau Matthey: Es sind doch nur Ihre lieben kraushaarigen Einfälle, Hedi, und tun mir doch schon wohl.

Hedi: O nein! Es sind keine Einfälle. Ich spüre es doch aus jedem Wort, das er spricht. Denken Sie, heute vertraute er mir — ich darf es aber nicht wieder erzählen — daß er so viel arbeitet, um möglichst, möglichst schnell sein Weißchen zu sich nehmen zu können, daß sie sich nicht mehr so viel plagen muß.

Frau Matthey: Das sagte er? Ich

glaubte, er wolle nur möglichst schnell von uns fortkommen... Das sagte er? — Hedi, Sie sind als kleine Fee in unser Haus gekommen. Wie muß Ihre gute Mutter ihren kleinen Sonnenschein entbehren, während wir uns an ihm wärmen dürfen.

Hedi: Wenn ich an meine Mutter denke, würgt mich Gewissensangst und Herzensnot. Denn eh' ich fortging, war ich ein gedankenloses Kind und hatte nur mein Vergnügen und die Freundinnen im Kopf. Ich ließ die Mutter arbeiten und hatte nie das kleinste Wort, das kleinste Zeichen des Dankes für sie übrig. Es war mir so natürlich, daß sie alles für mich tat, und war sie einmal müde und sah mich dann mit stillen heißen Augen an, wurde ich ungeduldig und verstand nicht, was mir die Augen sagen wollten. Erst in der Fremde habe ich gefühlt, wie kalt, wie eisig, wie sterbenstraurig es ohne Liebe ist. Erst dann habe ich diese Augen verstanden, die mich fragten: hast du mich lieb? Ich weiß es erst seit ich fort bin, wie lieb ich sie habe. Erst seit ich fort bin, möcht ich bei ihr sein. Und ihr meine Liebe zeigen. Wenn ich nur bald genug Französisch könnte. Ich freue mich auf zuhaus. Ich sehne mich nach Hause. — Aber ich muß schnell die Lampe anzünden und den Tisch richten.

Frau Matthey (Während Hedi beschäftigt ist): Ist es wahr, Hedi, daß Sie ihrer Mutter, der Sie doch herzlich zugetan waren, unfreundlich begegnen konnten?

Hedi: Ach, so unfreundlich und mehr noch als bloß unfreundlich. Daß ich im Bett des nachts vor Scham und Reue weinen muß, wenn ich daran denke. (Sie hat Schura's Buch ungeschickt weggenommen, ein Blatt fällt heraus).

Frau Matthey: Was ist das, Hedi?

Hedi: Ach, Schura, ach sehen Sie! Sehen Sie! Er hat Sie gemalt. Wie ähnlich, wie schön — ganz, ganz sein Weißchen, und der Kranz herum, lauter Rosen und Herzen mit Flammen. Jetzt sagen Sie noch einmal, daß der Junge Sie nicht lieb hat, daß es nur Einfälle von mir sind! O, der liebe Junge, ich möchte ihn umarmen!

Frau Matthey: Das hat er von mir gemacht? — Ich trat neulich in sein Zimmer und fragte ihn, was er treibe; da versteckte er vor mir, an was er arbeitete, und sagte: Immer kommst du zum Spionieren und schleichst um mich und bist voll Argwohn. Aber nein, sagte ich, nein, und ging hinaus, traurig, daß mir sein Vertrauen so ganz verloren ist. — Es war das Bild, das er vor mir versteckte!

Hedi: Wie schön die Stirn beleuchtet ist.

Frau Matthey: Ja, alles Licht fällt auf die Stirn.

Hedi: Und der Kranz herum. Wie man ein Heiligenbild malt. — Was ist Ihnen? Sie sind ganz bleich geworden, Sie sinken — (Sie stützt sie).

Frau Matthey: Das ist alles so schön... so schön... Mir ist schwindlig — aber vor innerstem Herzensglück. Hedi! Ich kann ja nie, nie mehr traurig werden. — Aber tun Sie das Bild in sein Buch zurück. Ich will ihm nicht verraten, was mir ein Zufall offenbart hat.

Hedi (Nachdem sie es getan): Ganz wie eine Heilige. Das ist so schön! So wahr! Wie Sie sich ganz, ganz dem Mann aufopfern, der Ihnen keinen Dank weiß, alle Rücksicht haben und selber nie welche verlangen! O daß ich es Ihnen heute sagen darf — daß ich mir einmal die Last vom Herzen reden darf. — Wie eine Heilige sind Sie mir von Anfang erschienen. Ich frage mich oft — o wie kann sie es aushalten und nicht böse, nicht voll Haß werden. Drohung und Schimpf erdulden und nicht nachlassen in ihrer Liebe. Höchstens traurig und verzeihend lächeln.

Frau Matthey: Sie sind ein Kind, Hedi, und sprechen wie ein Kind, das nichts davon weiß, wie lieb sich Mann und Frau haben und wie sie in zwanzig Jahren ineinanderwachsen. Wir gehören uns nur alle wenig selber, und was wir reden und tun, können wir nur selten verantworten. Er weniger als andere. Wenn er im Zorn und in der Gereiztheit spricht, so spricht der Zorn aus ihm, nicht er.

Hedi: Aber daß er alles von Ihnen annimmt, was Sie mühsam mit den Stunden verdienen, und selbst den ganzen Tag in seinen heraldischen Büchern studiert, für die niemand ein Interesse hat, und dann, dann noch wagt, Ihnen, die Sie Ihre Kräfte und Ihr Lebensblut für sie alle tropfenweise abzapfen — Ihnen noch Vorwürfe zu machen, als ob Sie nicht genug täten.

Frau Matthey: Er gehört sich weniger als andere. Er hat auch seine Wissenschaft nicht. Sie hat ihn. Er kann nicht anders. Er opfert ihr sein Denken, Fühlen, Wollen, ohne es zu wissen. Er opfert ihr sein Leben. Nun müssen sich andere ihm opfern. Und wir können uns nichts Besseres wünschen, als für andere leben zu dürfen. Es macht so reich, Hedi; zu geben, und nehmen, nichts als nehmen macht so arm und mitleidswert. Denn nehmen kann man nie genug und bleibt noch immer arm; aber im Geben kann man sich nie genug tun, und wenn man bis zu seinem Leben gibt, und ist noch immer reich genug, noch mehr, noch immer mehr zu geben.

Hedi: Aber wenn sein Leben, Ihr Leben, Schuras Leben darüber zu Grunde geht?

Frau Matthey: Schura soll sich entfalten können, seine jungen Kräfte soll es nicht aussaugen und verschlingend ersticken. Er soll nicht darunter leiden. Durch uns soll nicht das Tor zu seinem jungen Leben zugerammelt werden. — Ich höre seine Schritte! Richten Sie das Essen an, Kind. Nein, schauen Sie mich nicht so besorgt an. Es geht mir wieder gut. Sie wissen ja, was das Wunder gewirkt hat.

Matthey (Kommt herein): Noch kein Essen da; um wie viel Uhr soll ich denn künftig herunterkommen?

Hedi: Ich will mich eilen, Herr Matthey. (Sie geht).

Frau Matthey: Wie geht es Dir, Lieber? Bist Du gut vorwärtsgekommen?

Matthey: Kümmre ich mich um Deine Geschäfte? O weiß Gott nicht; es ist ja so nie erfreulich. Und wo ist Schura, daß ich mich doch mit einem halbwegs vernünftigen Menschen unterhalten könnte?

Frau Matthey: Er wollte nach seinen Mäusen sehen. Ich weiß nicht, wo er bleibt.

Matthey: Immer nichtsnutziger wird der Junge. Jetzt ist er zu gar nichts mehr zu gebrauchen. Ich gebe ihm einige Schilder an, die er mir ausmalen soll, er tuts zur Not — und macht einen Kopf; früher tat er das doppelte aus eigenem Antrieb.

Frau Matthey: Du weißt, daß er sich mit aller Macht auf seine Bücher wirft, um sein Lehrerexamen zu machen.

Matthey: Wer ihm nur das wieder in den Kopf gesetzt hat.

Frau Matthey: Es war sein eigener Entschluß, als er sah, daß Du ihm das Studium der Malerei nicht ermöglichen willst. Aber ich wollte noch einmal darüber mit Dir sprechen. Du weißt, wie ich — wie dem Jungen sein Herz dran hängt und daß es sein ganzes Leben ist. Wenn er kein Maler sein kann, möchte er eben so gern blind sein, sagte er mir heute.

Matthey: Du bist es, die ihn immer aufhetzt gegen mich. Von jeher. Wie vergnügt war er als kleines Kind, wenn er bei mir sitzen und mir die Schilder malen durfte. Dann fingst Du mit Deinen albernen Märchen an, ihm den Kopf zu verdrehen, bis er alle meine Farben verschmierte, um die ganze Geschichte des gestiefelten Katers zu illustrieren.

Frau Matthey: Und wie gut er's gemacht hat. Wie lebensvoll alle die Figuren sind. — Aber was ich Dich bitten will, was ich mir so recht ausgedacht habe, daß ich ganz davon überzeugt bin, es ist nicht nur für ihn, es ist auch zu Deinem Besten. Wenn Du Deine Kenntnisse, die Du in all den Jahren gesammelt, Deine unermüdlichen Studien, verwerten wolltest und damit an die Oeffentlichkeit treten...

Matthey: Ich werde aus meiner Wissenschaft keine melkende Kuh machen — o so tief, so tief hat mich sogar Dein Krämergeist in den zwanzig Jahren, die er sich in mich bohrt, noch nicht herunterziehen können.

Frau Matthey: Ich stelle mir die Wissenschaft als einen großen Bau im hellen Sonnenlicht vor, zu dem jeder seinen Stein herzuträgt. — Was hilft es, ihn im dunkeln Keller zu vergraben.

Matthey: So seid ihr alle — zumal die Frauen — alles nützlich machen, alles gemein machen. — Das Glück im eigenen Genießen, die reine Freude am Sammeln, am Forschen, am Wühlen in den dunklen Gängen, wo wir uns selbst vergessen und berauschen — o die könnt ihr nicht verstehen — ihr kennt sie ja nicht.

Frau Matthey: Aber was kann es Dir beeinträchtigen, wenn Du nur das bisher Geförderte, das Du vor Deinem eigenen Gewissen nur der reinen Freude zuliebe suchtest, nun auch denen, die das Gleiche suchen, mitteilen wolltest?

Matthey: O die Oeffentlichkeit kenne ich. Pranger ist das bessere Wort. Sogleich wird man zur Zielscheibe der gehässigen Angriffe der Neider und zum willkommnen Angriffspunkt für alle, die ihre ungegornen Kräfte Lust haben zu erproben. Es ist ein so schmutziges Treiben — lieber als mich darein zu mischen, sollen alle meine Schätze mit mir ins Grab versinken.

Frau Matthey: Ich glaube, Du solltest diese Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden. Du wirst viel viel mehr Befriedigung in Deiner Arbeit finden.

Matthey: Ich wollte mich durch Dich nicht mehr reizen lassen. Aber wenn Du wie ein böser Hund nicht aufhören kannst, an mir zu nagen, zu zerren, zu krallen — jetzt will ich Dir die Wahrheit sagen. Wenn ich nicht so glücklich bin, wie ich sein könnte — und ich bin es nicht — o der Mensch hat Augen für sein eigenes Zerstörungswerk — Du bist es, die mir die Not unter mein Dach bringt und die Flamme schürt, die mein Leben auffrißt. Wie glücklich wäre ich allein mit dem Jungen, meinem Sohn und Erben — ich wollte ihm meine Himmelsfreuden eröffnen und nichts weiter von der Welt verlangen.

Frau Matthey: Er ist von Dir verschieden. Seine Natur kennt andere Bedürfnisse.

Matthey: Die Bedürfnisse, die du ihm heimtückisch eingepfropft hast, um mich von ihm zu trennen, um mich vom Einzigen was mir blieb, loszureißen. Die wird er bald vergessen, wenn er Deinem Einfluß nicht mehr länger ausgesetzt ist.

Frau Matthey: Du weißt, daß mir nichts mehr als Dein und sein Wohl am Herzen läge und ich euch nur, wo ich euch nicht glücklich sehe, helfen möchte.

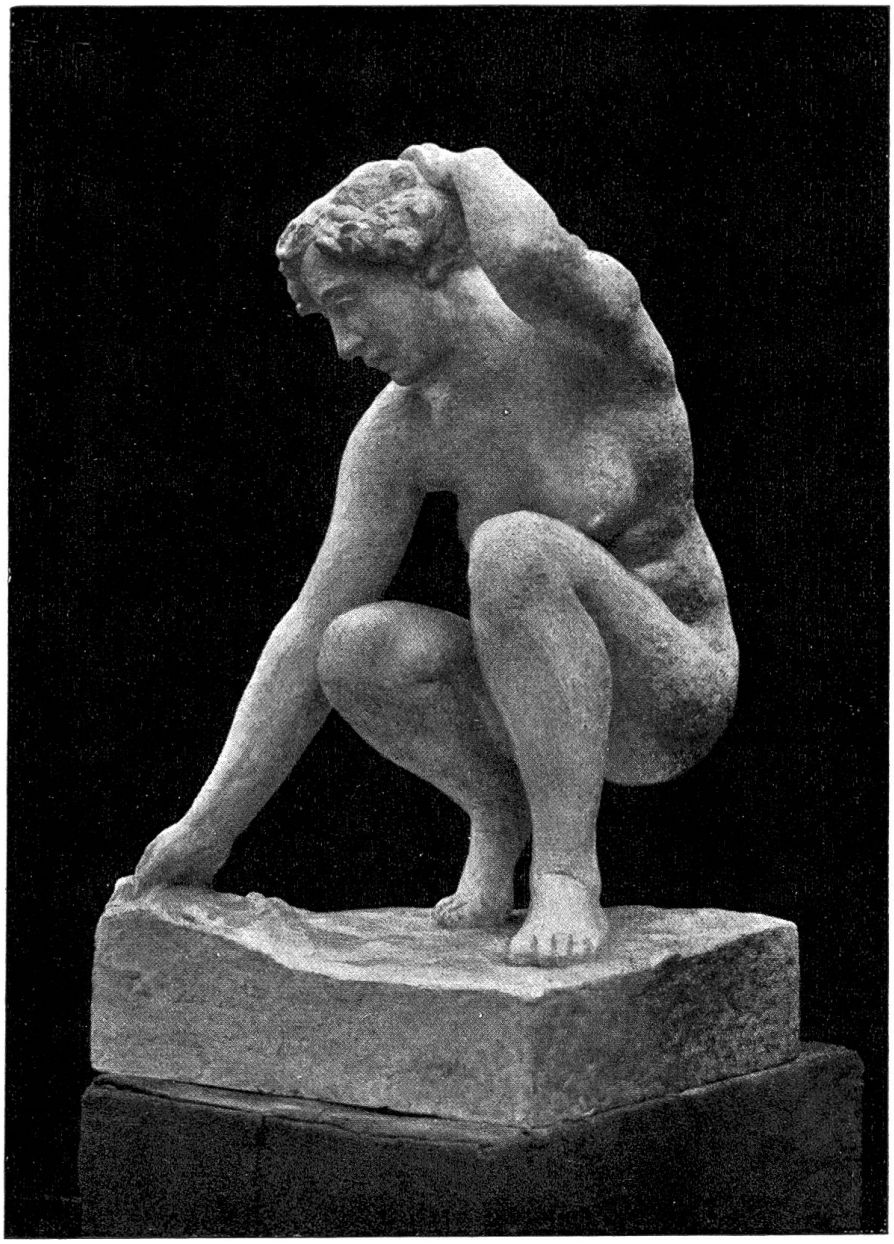
Matthey: Wenn Dir so viel an meinem Wohl läge, wie Du sagst, heut Nacht noch würdest Du mein Haus verlassen. Wie ein Gespenst der Not umschleichst Du mich und vergällst mir jeden Augenblick meines Lebens. Du tust so groß mit dem, was Du verdienst. Warum gehst Du nicht und machst Dich selbständig? Als Erzieherin kannst Du so viele Menschen Du willst mit Deinen sittlichen Nützlichkeitsidealen selig machen, und mein Junge wird nicht länger vergiftet.

Frau Matthey: Es ist nicht Dein Ernst, Lieber. — Es kann nicht Dein Ernst sein

Matthey: Die Unentbehrliche! O!! Ich will Dir Antwort geben und Dir beweisen, wie sehr es mein Ernst ist. Es ist alles schon beschlossen. — Der Junge und ich, wir allein, leben reichlich von dem Zins, den mir das Haus einträgt — und die Verrückte, die lebende Sparbüchse, in die alles hineinrutscht und nichts heraus — die kommt ins Spittel, wo sie schon lang hingehört.

Frau Matthey: Deine Schwester! Den Gedanken kannst Du selber nicht ertragen. Mit ihr warst Du jung, mit ihr liebtest Du Deinen Vater.

Matthey: Du willst mich nicht verlassen. Du kannst Dich nicht von mir losreißen. Als tote Last bist Du an meinen Rücken gebunden. Wenn es Dir möglich wäre, wenn Du noch gesund wärest, hättest Du meine Behandlung längst nicht mehr ertragen. Das krankhafte Interesse, das Du an meiner verrückten Schwester nimmst, öffnet mir die Augen. So hing sie am



Salon 1919. Hans Sisler, Zollikon. Flora.

Vater in lebenslanger Aufopferung wie eine anhaftende Schwäre, und bei seinem Tod brach die Krankheit aus — Sie kannte für sich allein keinen Zweck mehr. (Frau Matthey sinkt um und greift nach ihrem Herzen). Was ist Dir — Gott — was hab' ich Dir getan! — Was tust Du? — Oooh — (Er eilt sie zu unterstützen — läßt sie sinken, da sie ganz widerstandslos ist — reißt die Tür auf). Hedi! — Schura! — Um Gottes Willen — Hedi! — Der Schura soll zum Doktor laufen!

Hedi und Schura: Was ist geschehen? —

Matthey: Seht — die Mama — Schura zum Doktor! (Schura totenblaß ab — Hedi eilt zu Frau Matthey).

Hedi: Herr Matthey — Sie — Sie winkt Ihnen — (Er stürzt hinzu — Sie legt ihre Hand mit Mühe auf seinen Kopf.)

Frau Matthey: Du!

Matthey: Liselotte! Was ist Dir! Sag, was Dir ist — Lottchen — Mein Lottchen — Sag mir noch einmal „Du" — Hör mich — mein Lottchen — Tragen wir sie aufs Sopha, Hedi — So so — Liegst Du gut? — Was tut Dir weh? — Sag mir's doch — Hab ich Dir so weh getan! — Lottchen — Hör mich doch mein Lottchen! — Fühlen Sie ihr den Puls, Hedi — ich kann ja in meiner Aufregung nichts spüren — helfen Sie mir!

Hedi: Ich kann ihn nicht finden — Soll ich ihr Wasser auf den Kopf spritzen — Soll ich ihr —

Karoline (kommt langsam herein, geht auf das Sopha zu und deutet auf Frau Matthey mit ausgestrecktem Finger): Wie der Vater — Wie der Vater —Hu, hu, hu (sie verkriecht sich in eine Ecke und winselt immerfort): — Wie der Vater — hu, hu, hu, hu — wie der Vater —

Matthey: Lottchen — Liselotte — Wacht sie nicht auf? Rührt sie nicht die Wimper?

Hedi: Es geht kein Hauch aus ihrem Mund.

Schura (stürzt herein, zum Sopha hin): Mama! Weißchen! Mein Weißchen!

Der Doktor (kommt herein). Guten Abend, Herr Matthey — (Er untersucht sie und richtet sich auf.) Ein Herzschlag. Es ist vorbei. Meine Kunst kann nichts mehr ausrichten.

Schura (brüllt): Sie lügen!

Der Doktor: Ich kann keine Toten auferwecken. (Er verneigt sich und geht. Wie der Doktor hereinkam, stürzte Karoline aus dem Zimmer).

Schura: Mama! Mama! Ich will meine Mäuse vergiften. Mama!

Matthey: Mein armer Junge!

Hedi: Frau Matthey! Liebe Frau Matthey!

Schura: Mein Weißchen! Ich will Dir etwas sagen. O das wird Dich freuen! Hör mich doch! (Sich aufrichtend): Aber es ist doch nicht wahr! — Du weinst?

Matthey: Mein armer armer Junge!

Schura: Jetzt kann ich es nie nie mehr gutmachen.

Matthey: Mein Lottchen.

Schura: Und ich kann nichts mehr gut machen.

Matthey (über ihrer Hand): Dein „Du", Dein letztes Wort, das Du Dir abgerungen, hat mich begnadigt. Es brennt mir im Herzen wie ein himmlisches Feuer. So rein, so rein, so makellos will ichs erhalten.

Hedi (ergreift auf der andern Seite ihre Hand): Spürt sie nicht mehr, wie sie jetzt friert?

Schura: Ich kann es nie nie mehr gut machen, all das Übel.

Matthey: Schura, Du warst Dein Leben lang ihre einzige Freude.

Schura: Sie weiß es ja nicht, Du weißt es nicht, es weiß es niemand auf der ganzen Welt, was ich an ihr verbrochen habe. — Früher, wenn Du im Zorn zu ihr sagtest: Du hast ja keinen Verstand — Deine Stirne ist hoch — aber das Große kannst Du nicht verstehen — denn inwendig ist Dein Kopf hohl und leer — da graute mir, wenn Du das sagtest; aber ich wußte — es ist nicht wahr — es kann nicht sein — Du sagst es — aber es kann nicht sein —

Matthey: So habe ich Deine Seele vergiftet.

Schura: Da fand ich einmal in Deinem Kabinett ein Buch aufgeschlagen und las: Dann gibt es Schädel mit blasenartig aufgetriebenen Knochenwänden — die spiegeln hohe Stirnen vor —

und sind doch hohl und leer — die Buchstaben tanzten, ich taumelte. — Von dem Tag an glaubte ich es und verachtete sie und hatte doch Mitleid und sagte mir: sie weiß es selber nicht — und wenn Du es ihr sagst, sie glaubt es nicht — und ich haßte mich, daß ich es wußte, und haßte Dich, weil Du es ihr sagtest, weil Du das schreckliche Geheimnis nicht tief in Dir vor ihr verstecktest und kein Mitleid mit ihr hattest — und ich haßte mich um meine Verachtung — und konnte doch nicht mehr anders. — Ein Jahr lebte ich mit den Höllengedanken. Dann warst Du auf der Reise. Ich schlich mich in Dein Zimmer und suchte das Buch heraus und las das ganze Kapitel: es waren Tierschädel, die durch leere Auftreibungen wie schöne edle Menschenstirnen aussehen. — Ich konnte lange ihr und Dir nicht mehr in die Augen sehen. Ich schämte mich, ich verachtete mich so sehr. Ich glaubte sie müßte mir alles am Gesicht ablesen. Ich wollte ihr alles, alles entgelten. Ich wollte ihr ein Marmordenkmal bauen, ich wollte sie zu mir in mein Haus nehmen, ich wollte sie auf den Händen tragen, ich wollte sie wie einen Engel verehren — für alle Erniedrigung, die ich ihr angetan. — Und alles später — später — ich schämte mich vor ihr in meiner Schuld — und dann verstehe ich es nicht — ich war — es packte mich — es war die Gewohnheit — ich sagte und tat — was ich nicht wollte — ich wollte es nicht.

Matthey: Sie wußte, daß wir verdammt waren, weh zu tun, wenn unsre tiefste Seele wohl tun und heilen wollte, Sie kannte unsre tiefste Seele.

Schura: Jetzt kann ich ihr nie nie mehr sagen, wie lieb ich sie habe.

Hedi: Sie wußte es. Sie hat heute Ihr Bild gefunden — dort — Schura — in Ihrem Buch.

Schura: Mein Heiligenbild!

Hedi: Sie sah, wie schön die Stirn beleuchtet ist. Sie sah die Rosen und glühenden Herzen und war so glücklich! Sie sagte: Nun ich das gesehen, kann mich nichts mehr traurig machen.

Schura (stürzt weinend bei ihrem Kopf nieder und umschlingt ihren Hals und küßt sie auf die Stirn): Mama! Mama!

Umfaß' die Welt ...

O was ich träumend fühlt' in Knabenjahren,
Was still in ahnungsvoller Seele schlief,
Kann nun bewußten Wandels sie erfahren:
Daß eine Stimme sie bei Namen rief.

Das eitle Gut, dran sich das Herz gekettet
In leicht zufriednem jugendlichem Drang —
Es wirft's, erkennend, gläubig hin und rettet
Sich in den höheren Zusammenhang.

Sprengt Wachstum so die Schale muntrer Jugend,
Und wenn die Seele blühende Freuden flieht:
Strahlt über ihr das Pflichtgebot der Tugend,
Das sie in streng geschloßne Bahnen zieht.

Den Reichtum ahnt sie schon vollkommner Handlung
Und daß die ernsten Jahre stiller Wandlung
Mit seligen Zeichen tief ins Herz geschrieben:
Umfaß die Welt in grenzenlosem Lieben.

Georg Küffer, Bern.

□ □ □